

ALS man mich aufforderte, über meine Erfahrungen in einer dreißigjährigen Ehe zwischen katholischen Christen zu berichten, antwortete ich: „Das wird ein sehr langweiliger Bericht, weil ich gar nichts Besonderes mitzuteilen habe. Es sei denn, Sie geben mir ein paar Gesichtspunkte an die Hand, an die ich mich halten kann.“

Das geschah dann auch. Und nun versuche ich mir Rechen-schaft zu geben, was diese theologischen Gesichtspunkte in meinem Eheleben für eine Rolle gespielt haben.

Wenn ich mich heute frage: Welche Vorstellungen hast du in deiner Jugend von einer christlichen Ehe gehabt, so muß ich mir antworten: keine. Ich hatte nur Vorstellungen von Voraussetzungen für eine christliche Ehe. Die mögen z. T. formal juristischer Natur gewesen sein, waren dies aber sicher nicht in ihrer Substanz: zwei katholisch getaufte Christen aus über-zeugt katholischen Elternhäusern, beide Eheandidaten zur Zeit ihres Heiratsentschlusses kirchlich praktizierend, selbst-verständlich entschlossen, dies auch in der Ehe so zu halten, die Kinder christlich zu erziehen und zusammen zu leben, bis daß „der Tod uns scheidet“. Heute mag eine solche Einstellung antiquiert oder rigoristisch genannt werden, sie war aber damals die Voraussetzung, daß uns eine christliche Ehe als eine *selbstverständliche* Aufgabe erscheinen konnte. Sie ergab sich also fast zwangsläufig aus ganz bestimmten Voraussetzungen.

Das heißt nun nicht, daß unsere Ehe frei von Schwierigkeiten gewesen sei — im Gegenteil. Ich glaube nur, daß alle die Schwierigkeiten, die wir — zwei sehr unterschiedliche Menschen — miteinander hatten, auf Grund des ganz bestimmten christlichen, sprich: katholischen Glaubensansatzes von vornherein eine andere Qualität hatten als — von außen betrachtet — die

gleichen Schwierigkeiten in nichtchristlichen Ehen, weil wenn schon nicht unser persönlicher Glaube, so doch die objektiv vorhandene Kraft des kirchlichen Sakraments wie ein Katalysator auf uns samt unseren Schwierigkeiten immer wieder einwirkte.

Unsere Vorstellungen von diesem Sakrament waren damals eher bescheiden. Wir waren katholisch, also heirateten wir katholisch. Aber das war nicht nur soziale Konvention, sondern geschah auch aus der Überzeugung, daß der Eintritt in ein neues Leben, das Leben zu zweit, des Segens der Kirche und des Schutzes durch das Sakrament bedürfe. Von Magie war da nichts im Spiel; eher vom Willen, diesen bedeutenden Schritt aus dem Bereich des Privaten in die Objektivität des Öffentlichen zu überführen.

War es in unseren Augen ein Rechtsakt? Ich glaube ja. Jedenfalls erreichte uns die Rechtsqualität des Sakraments. Die andere, die mit der Metapher des Liebesverhältnisses zwischen Christus und seiner Kirche umschrieben wird, erreichte uns nicht. Vor allem die Zuordnung von Recht und Liebe war uns sowohl im Sakrament als auch in unserem Bund alles andere als klar. Vielleicht weil ein Nachdenken darüber nicht gefordert war. Trotzdem hat es in meinem Leben eine Situation gegeben, wo über Prioritäten zwischen den beiden Aspekten zu entscheiden war, und ich glaube, ich habe seinerzeit richtig entschieden. Das war, als ich ein Mädchen, das große Verdienste um mich hatte, nach langer Verlobungszeit verließ, da es mir unzumutbar erschien, ohne zu lieben zu heiraten, unzumutbar auch für es, geheiratet zu werden von einem Mann, der es nicht liebt. Dennoch war mir dabei klar, daß ein Rechtsanspruch nicht abgegolten worden war.

Ehe ohne Liebe ist nicht möglich. Der Vorrang der Liebe gegenüber der nicht weniger erforderlichen Rechtsqualität des Ehebundes erscheint mir in sich begründet. Die Rechtsqualität, die dem Bunde eingestiftet ist, erklärt sich allein daraus, daß der sakramentale Liebesbund, über das Private hinaus, eine Institution ist.

Der Vorrang der Liebe vor dem Recht ist in sich begründet, behaupte ich. Ich frage: Warum kommen junge Menschen zusammen und heiraten und gründen eine Familie? Damals wie heute? Doch nicht weil das so Usus ist. Sondern weil es nicht gut ist, daß der Mensch allein ist. Die natürliche Ordnung Gottes will das so. Zwei Menschen lieben sich. Das heißt zunächst: sie sehen sich gern, sie hören gern die Stimme des andern, fühlen, erleben miteinander, drängen, eins zu werden, werden ein Fleisch, weil sie als Mann und Frau geschaffen sind, neues Leben hervorzubringen, das die Art erhält und sie nach dem Tode nicht ins Nichts zurückfallen läßt — dies alles vor jeder christlichen Ehe.

Das ist primär ehestiftend. Wenn ich ehrlich bin, ist unsere Ehe von diesem natürlichen Ansatz ehelicher Gemeinsamkeit stärker bestimmt gewesen als von dem Glaubensansatz des Sakramentes. Vielleicht waren wir zu jung, um zu begreifen. Ich habe viel später erst verstanden, daß die Metapher *und* Realität des Bundes zwischen Jahwe und seinem Volke für die christliche Ehe Grad und Maß der Treue zwischen zwei Partnern zum Ausdruck bringen soll; ich habe auch erst später begriffen, daß die Metapher *und* Realität des sterbenden Herrn, aus dessen offenem Herz die Kirche entspringt, das äußerste Maß an Hingabe zwischen christlichen Ehepartnern verdeutlichen soll.

Aber wenn ich es auch begriff, existentiell hat es mich kaum je berührt.

Weshalb nicht?

Vielleicht liegt es an dem, was man Ehealltag nennen kann: die Dominanz des Small-Talk: „Hilfst Du den Kindern beim Schularbeiten?“ „Ich brauche einen Mantel“ usf. Sage niemand, das wäre banal, das wäre nichts. Der tägliche Small-Talk über dreißig Ehejahre ist der Ausdruck gemeinsamer Sorge und gegenseitigen Vertrauens. Aber er verbaut auch den Blick auf das unbestreitbar Größere, und er ist natürlich ambivalent, er kann auch Ausdruck des schieren Egoismus eines familiären Kleinvereins sein; er kann Ausdruck von Zufriedenheit und

Sattheit sein. In unserer Ehe hat er dominiert, wenn auch nicht so, daß er jedes über ihn hinausführende Gespräch unmöglich gemacht hätte. Seinen Wert besaß er für uns vor allem darin, daß er das Miteinandersprechen auch dann nicht unmöglich machte, wenn wir miteinander uneins waren.

Und dies ist vielleicht der zweite Grund für meine nicht gemachte Erfahrung der Betroffenheit von der immerwährenden Präsenz des Sakraments: daß wir immer wieder uneins waren. Der Auseinanderfall von Urteil, Stil und Zielsetzung war in unserer Ehe mehr als Spannung in der Harmonie. Er war Ausdruck zweier unterschiedlicher, schwer verträglicher Mentalitäten, unter deren Last jeder der beiden Ehepartner vermutlich auch ohne den anderen gelitten haben würde. Darüberhinaus war unsere Ehe ein Machtkampf über Jahrzehnte: Wer führt in dieser Ehe? Wem ist Anpassung und Nachgeben als Dauereinstellung zuzumuten? Erst sehr spät, mit Beginn des dritten Lebensalters glätteten sich die Wogen. Die Partner wurden auf sich zurückgeworfen, entdeckten sich neu: die Schönheit aufeinander angewiesen zu sein.

In unserer Ehe hat es Phasen gegeben, in denen sich die Gnade Gottes an unserer Blindheit, unserem Eigensinn und auch unserer physischen unverschuldeten Schwäche förmlich „kaputt“ gemacht hat. Sie hat uns aber nie aufgegeben, denn nie trat uns der Gedanke ins Bewußtsein: es ist aus zwischen uns, der Bund ist nurmehr eine leere Hülse. Vielmehr wurden wir so gehalten, daß es zwischen uns objektiv nicht aus sein konnte.

Nun lassen ja mit zunehmendem Alter nicht nur die Kräfte nach, die Lust an der Macht, sondern es wachsen auch neue Einsichten und Bereitschaften zu: was ich verkehrt gemacht, wo ich mich ungerecht verhalten, worin ich den Partner fundamental verkannt habe. Mit anderen Worten: ich lerne mich, ich lerne meinen Ehepartner im Laufe eines Lebens kennen, näher und tiefer kennen mit dem Ergebnis: er bleibt das große Geheimnis, das mich an ihn bindet. Dieser für mich unerreichbare undurchdringliche Personkern meines Ehepartners verweist

mich fast zwangshaft zurück auf das Geheimnis des von uns vollzogenen Sakraments, lehrt mich es immer tiefer begreifen. Es ist das die Erfahrung, gemacht erst am *Ende* des gemeinsamen Weges. Ich glaube nicht, daß das Sakrament auf eine andere Weise sich dem erschließt, der unter ihm lebt. Doch damit das möglich werden kann, müssen Voraussetzungen vorhanden sein, ich habe eingangs davon berichtet. Man sollte sie nicht in Frage stellen.

*Christlich gelebte Ehe. Erfahrungen eines Laien I.*

---